

Mädchen

Carl Honigmann



Bauer

# Aus unserem Skizzenbuch

## Reklame

In einer Stadt, wenn wir nicht ieren war es in Amerika, lag ein Kino. Stets kündigte der Besitzer dieses Kinos die gewaltigsten, kolossalsten und phänomenalsten Filme an. Es lief der Film des Jahrhunderts, der beste Film des Jahres, die einzigartige Glanzleistung des Lohm Brothers-Konzerns, ohne daß der Besuch sich unter den gewaltigen Anfündigungen erhobte. Im Gegenteil. Als wieder einmal ein Film unter den befristigten Superlativen angekündigt wurde, war das Haus kaum halb voll. Da meinte der Kinobesitzer, es müsse wohl an seiner Werbung liegen und änderte das System. Den nächsten Film kündigte er an: Sehr mittelmäßig gespielt, schwache Handlung. Das Haus war voll.

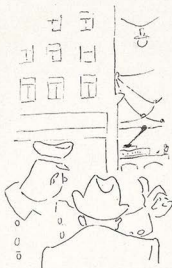
## Die Umleitung

Ein bekannter Platz in München ist der Stadhus. Ich warte dort auf die Straßenbahnlinie 9. 30 Minuten, 12 Minuten stehe ich schon — die Bahn kommt nicht. Ein Straßenbahnaufsichtsbeamter scheint meine Ungeduld bemerkt zu haben. Er fragt freundlich: „Warten S' vielleicht auf die Neuner?“

„Ja“, sage ich, „wo bleibt s' denn so lang?“

Der Beamte lächelt gutmütig. „O mei!, da hätten S' noch lang warten können, wenn ich nicht g'fragt hätt. Die Neuner ist nämlich umg'leir' und hält heut' da drüb', um 's Ek.“

„So, so“, sage ich verärgert. „Und warum ist das nicht irgendwie kenntlich gemacht?“



Da tut der Mann beleidigt. „Sie, sagen S' mir gegen unser Verwaltung. Die Umleitung ist schon ang'schrieb'n. Drüb'n, ums Ek' rum, steht das Tafel.“

## Die armen Eltern!

Als Junior Zähne bekam, wurde er der Schrecken seiner Eltern. Sein tägliches unendliches Geschrei konfurierte erfolgreich mit den Gesangsschülerinnen in der Wohnung nebenan und durch die pändige Übung wuchs sein Stimmchen an zu einem

Organ, neben dem eine Autobuße wie ein Geimchen wirkte. Uäh bei Tag und uäh bei Nacht. Die armen Eltern, bobl und übernähig, wußten nicht mehr was sie machen sollten. Vierzehn Tage lang hatten sie kein Auge zugebrückt und die guten Katschläge sämtlicher Tanten ausprobiert. Da entann sich Papa, daß Bier eine sehr einschläfende Wirkung habe. Aber die Mutti meinte: „Alkohol ist Gift für kleine Kinder. Du wißt doch das Kind nicht vergiften!“ Da sie aber durch vierzehn schlaflose Nächte müde geworden war, trat der äußerst seltene Fall ein, daß Papa einmal recht behielt. Sie wollten es versuchen. Man trank also zwei Flaschen Bier, wobei Mutti von ihrer Bulle dem kleinen etwa ein Drittel abgab. Junior zog ein krauses Näschen und trank den prickelnden, flebrigen Saft mit Unbehagen. Nun warteten die Eltern darauf, daß das Kind einschließ. Während Mutti jedoch auf das Bier müde wurde und Papa anfang zu gähnen, begann Junior vergnügt zu krähen. Eine kolossale Bierfahne duftete aus seinem Mäulchen. Und während Mutti einnickte, war er munterer als je. Hoffnungsvolle Jugend!

## Schon angefangen

Ein Brautpaar bestellt beim Pfarrer das firschliche Aufgebot. Dieser fragt den Bräutigam, wie viel Geschwister sie wären. „Acht, ist die Antwort, davon sind 3 gefhoben. „Und über“, wendet sich der Pfarrer an die Braut. Sieden, davon zwei gefhoben, antwortet diese. „Nun, da flammt Ihr beide aus kinderreichen Familien. Ihr wißt doch, solche sind dem Staate sehr erwünscht und ich hoffe, daß Ihr in der Ehe danach handeln werdet.“ „Ja“, sagt der Bräutigam, „das ist uns bekannt — wir haben auch schon angefangen.“



Die Jugend

Zeichnungen von Maxon



Rudolf Riester



Am Balkon

Rudolf Riester

DEUTSCHE MALER:

## Rudolf Riester

Romantische Innerlichkeit und Liebe zur Natur haben in der deutschen Kunst von heute wieder ihren Einzug gehalten. Aber die Möglichkeiten und Aufgaben unserer Malerei erschöpfen sich damit nicht. Denn die Kunst unserer Zeit strebt zum Monumentalen. Das Gaus der deutschen Kunst, die Stadtplanungen Münchens und Berlins, die geplanten Kiefernbauten Nürnbergs zeigen eine heroische Größe, der gegenüber die Malerei kaum entsprechendes aufzuweisen hat. Daß Malerei und Baukunst sich ergänzen müssen, hat keiner besser erkannt als der Baumeister des Führers, Paul Ludwig Troost, der in Lothar Behrstein seinen monumentalen Maler fand.

Nun aber ist jene heroische Größe, die man monumental nennt, nicht einfach eine Angelegenheit des Formats. Wie groß das Format auch immer sei: monumental wird das Bild erst durch die Haltung, durch die einfache und einbringliche Raumverteilung, durch die Beherrschung der Form. Nicht jeder, der heute eine Kaserne ausmalt, ist deshalb monumental zu nennen.

Haben wir so den Sinn der monumentalen Malerei umrissen, dürfen wir Rudolf Riester als eine ihrer stärksten Hoffnungen bezeichnen. Ein Blick auf seine Bilder zeigt, daß dieser Künstler noch ein Sucher ist, daß er seine Möglichkeiten noch bei Weitem nicht ausgeschöpft hat. Ebenso zeigen diese Bilder aber eine geballte Kraft der Form, die kaum übertroffen wird und stärkste Eindrücke hinterläßt.

Rudolf Riester wurde am 18. Dez. 1904 zu Waldkirch im Breisgau geboren. Er studierte in München bei Carl Caspar und in Berlin bei Hans Meid. Seine Reisen führten ihn nach Frankreich, der Schweiz und Italien. Anlässe zum Monumentalen, wie sie sich in Frankreich bei Derain, in der Schweiz bei Pellegrini finden, regten ihn an. Noch hatte Riester die Malerei Italiens nicht gesehen, als sein Schaffen schon eine starke innere Verwandtschaft mit den Werken von Carrà und Carona, mit dem Novocento Italiano aufwies. Klar und einfach stehen auch bei ihm die Formen hell auf dunkel, dunkel auf hell. Auch er liebt die gedämpften Töne der

Erdfarbe. Vor seinen Werken denkt man an Daumier und Marées.

Die starke Begabung der Italiener für das Monumentale ließ seine Werke ihnen verwandt erscheinen. In Italien fand er auch weitgehendes Verständnis und wurde 1926 mit dem Kompreis ausgezeichnet. Im gleichen Jahre errang er den Dürerpreis, nachdem er im Vorjahre in Bremen schon den ersten Preis im Bildniswettbewerb „Frau mit Schmutz“ davongetragen hatte.

Im Alter von 33 Jahren muß der Künstler zu den Jungen gerechnet werden. Sein Werdegang ist keineswegs vollendet, und er hat sich Weggefährten gesucht, um alle Möglichkeiten auszuschöpfen. Zu seinen Freunden gehören Joseph Pieper, Carl Schneiders, Hans Stubner, Herbert Weghaupt, Hanna Nagel, Hans Fischer, Hugo Peschel, Gustav Seig, Lothar Strauch, Michael Schobert. Diese Maler und Bildhauer stellen öfters als eine Gruppe gemeinsam aus. Allen eigen ist eine starke Eindringlichkeit und Vereinfachung der Formen.



Urteil des Paris

Rudolf Riester

## Der Hüter der Schwelle

Von Gertrud Busch

Sie waren zu fünft in der Hütte und vom Aufall zusammengeführt. Von Zeit zu Zeit trat einer von ihnen in die Tür, um Ausschau zu halten, ob sich das Wetter noch nicht verzogen habe — ein überflüssiges Beginnen, denn das Geräusch des auf das Zeltendach trommelnden Regens sprach deutlich genug. Der Ausschauende kehrte denn auch verdrießlich zu den anderen zurück, und das Schelten über dies unprogrammatische Gewitter mit seinem unerträglichen Regen setzte auf 's neue ein. Die dankbare Freude, die anfangs ein jeder von ihnen über dies schützende Dach empfunden hatte, erlosch bald in übler Laune ob der Beständigkeit des Unwetters. Die Minuten schlichen zäh und langsam dahin, das belebende weibliche Element fehlte. Sie waren fünf Männer, die jeder für sich, vom strahlenden Morgen dieses

Tages verlockt, ins Gebirge gestiegen waren und, vom Wetter überrascht, hierher gefunden hatten und nun mismutig und verdrossen bläuliche Tabakwolken in den dumpfigen Hüttenraum bliesen, den der Geruch feuchter Kleidungsstücke erfüllte.

Da machte der Älteste von ihnen den Vorschlag, sich dies Warten zu verkürzen, indem ein jeder von ihnen ein kleines Jaget- und Wandererlebnis erzähle, das ihm begegnet sei, und, den schwierigen Anfang zu überwinden, wolle er beginnen. Er gab ein Schneeschuhabenteuer zum Besten, und als er gendert hatte, ergriß ein zweiter das Wort und berichtete ein Erlebnis aus der Kriegszeit, da er bei einer Alpentruppe gefangen hatte, und so ging die Rede reihum, bisweilen von kleinen Achtungspausen unterbrochen. Es dauerte nicht lang, so waren die Erzählun-

gen beim anderen Geschlecht angelangt, und nun mußte ein jeder von außerordentlichen Eroberungen zu berichten. Ein Wettstreit des Schüberbietens setzte ein, so daß von Wahrheit und Dichtung bald nur die Dichtung übrig blieb. Da ergriß der, welcher den Vorschlag gemacht hatte, wiederum das Wort und sagte, nachdem von so viel großartigen Eroberungen die Rede gewesen sei, solle nun auch jeder einmal von einer erlittenen Niederlage auf diesem Gebiet berichten. Die leichte Betroffenheit, ja Verlegenheit, die dieser Vorschlag auf den Gesichtern hervorrief, wurde von dem dichten Schleier des Tabakrauches verhüllt, doch sagte das plötzlich eingetretene Schweigen genug. Da meinte der Urheber des Vorschlages, er wolle selbst beginnen, obgleich das, was er zu berichten habe, sich schwer in Worten



fangen ließe. Das Erlebnis liege schon Jahre zurück, und dennoch habe er es nicht vergeßen können, sondern sich immer wieder damit beschäftigen müssen, zumal mit der eigentlichen Gelbten des Ereignisses, der er zuerst gar keine Beachtung geschenkt habe.

„Es war“, erzählte er, „um die Zeit, da nach den aufsehenerregenden Veröffentlichungen von Schrenck-Notzing der Okkultismus Mode geworden und die Gespräche der Salons beherrschte. In einer Gesellschaft hörte ich eine Frau mit viel Temperament diese okkulten Lehren vortragen. Ihre Zuhörer nahmen das auf, was sie für die eben gebräuchlichen Gespräche benötigten, ohne sich zu eigenem Studium verpflichtet zu fühlen, mich berührten diese Lehren wenig, dafür erregte die Frau meine Aufmerksamkeit; denn was sie uns von übernatürlichen Dingen erzählte, paßte so gar nicht zu ihrer sehr weltlichen und erdenfreundigen Erscheinung. Dieser Widerspruch ließ mich eine verborgene Unerfindlichkeit, einen leisen Bruch im Wesen vermuten und damit die Möglichkeit eines Abenteurers. Ich suchte und fand bald die Gelegenheit, mit ihr ins Gespräch zu kommen, und unverzüglich begannen wir das Spiel mit dem Feuer, für das beziehungsweise die deutsche Sprache sich erst ein Wort leihen muß: *flirt*.

Wir trafen uns hin und wieder und setzten das Spiel fort, das wir zu beherrschten glaubten und das so gänzlich unverdächtig erscheint, bis wir beide uns plötzlich an einer Stelle angelangt fanden, von der es kein Zurück mehr gab, für mich um meiner Männlichkeit willen, für sie, weil ihrer Begehrtbeit, ihr Reiz als Frau auf dem Spiel stand — wenigstens betrachteten wir beide es so. Heute denke ich anders in diesen Dingen, doch davon soll hier nicht die Rede sein.

Die Frau besaß im nahen Gebirge ein Wochenend-Ghaus, ein ehemaliges Bauernhäuschen, wo sie bisweilen Tage, ja auch Wochen verbrachte und eine großzügige Gastlichkeit entfaltete. Als sie wieder einmal dort hinaufging, in Begleitung eines jungen Mädchens ihrer Bekanntschaft, lud sie mich ein, sie in ihrer ländlichen Einsamkeit zu besuchen. Ich sagte gern zu, ließ aber durchblicken, daß ich mich nicht mit der Rolle eines Gastes begnügen werde. Sie, als erfahrene Frau, verstand meine Worte, doch die Einladung wurde nicht rückgängig gemacht, und eines Tages fand ich mich denn in dem Ghaus ein.

„Nun muß ich von ihr reden, die eigentlich die Gelbten dieses Erlebnisses ist, und die mir doch damals als eine überflüssige, ja lästige Zugabe erschien; denn die Gegenwart des jungen Mädchens legte uns ein gewisses Maß von Zurückhaltung auf, dessen ich hier, wo wir den Augen und Ohren der Gesellschaft entrückt waren, ledig zu sein erwartete hatte.“

Das Mädchen war noch sehr jung, auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau,

für mich eigentlich noch geschlechtslos und von einer meine Männlichkeit beleidigenden Gerbitheit. Ich hätte sie überhaupt nicht beachtet, wenn ich nicht bei dem Zusammensein mit der begeherten Frau immer auf ihre Anwesenheit Rücksicht nehmen mußte. Ich fürchte, diese Rücksicht ließ bald nach. Wir sahen, von unseren Wünschen gelobdet, in dem Mädchen nur das abnungsvolle Kind und waren froh, unsere Gefühle nicht mehr zügeln zu müssen.

Eines allerdings bemerkte ich doch, nämlich, daß dies Mädchenkind mit schwärmerischer Verehrung an der Gastgeberin hing, der diese Vergötterung sichtlich schmeichelte, ohne daß sie die Verpflichtung empfunden hätte, die für sie selbst in dieser Verehrung lag.

Das Gespräch ging auch hier wieder um okkulte Dinge, um theosophische, anthroposophische und spiritistische Lehren, und die Hausfrau bemühte sich, die junge Gastin und auch mich zu belehren und zu überzeugen. Dabei war insbesondere von einer Gestalt die Rede, nämlich von dem „Güter der Schwelle“, der nach ihrer Darstellung halb wie ein Dämon, halb wie einen Erzeugnis der Schwelle vom Unterbewußten zum Bewußten bewacht und den dunklen Mächten den Aufstieg verwehrt. Wie immer, wenn die ältere Freundin — ihren Jahren entsprechen dürfte ich wohl sagen: die mütterliche Freundin — sprach, hing das Mädchen an ihren Lippen, und den Zwischenfragen nach, die es tat, schien dieser Güter der Schwelle es besonders zu beschäftigen.

Vom Okkultismus sprangen unsere, der Frau und meine, Worte immer wieder ab, um mehr oder weniger verhält, zu dem zurückzukehren, was uns brannte. Wir vergaßen die Gegenwart des jungen Mädchens, obwohl es die Frau nicht aus unserer

Gesellschaft entließ, sondern immer wieder heranzog, vielleicht doch, um dem Zuerstesten auszuweichen, vielleicht auch nur, um den schönen Schein des Wohlplanmäßigen bis zuletzt zu wahren. Das junge Mädchen trug selbst zu diesem Vergehen bei, denn es wurde im Laufe des Tages immer schweigsamer. Einmal fing ich einen Blick von ihm auf, der mich betroffen machte, ich deutete ihn aber als Eifersucht. Ein leises Lächeln — und schon hatte ich ihn vergeßen. In späteren Tagen, da die Erinnerung an dies Erlebnis sich mir immer wieder aufzwang und mich vor ihr Gerbit zog, da stieg auch dieser Blick wieder vor mir auf, und eine Ahnung ergriff mich, wie unermesslich dies junge Kind geliebt haben muß, als ihm unter unseren breiten Gesprächen ein Ideal flirrend in Scherben sprang, wie schmerzhaft das Ringen herzenstiefer Verehrung mit der kalten bösen Erkenntnis. Und doch war die Liebe zu der als Vorbild verehrten Frau so stark, daß sie, selbst nach empfangenem Todesstreich, dies jungfräuliche Herz zu einem Opfer treiben konnte, dessen Schwere und Größe für die Opfernde war, deren Gefühle feiler geworden sind, gar nicht ermessen können.

In einem günstigen Augenblick, da ich mit der Hausherrin allein war, hatte ich meine Werbung vorgebracht und die Verheißung für die Nacht erhalten. Das Nachlassen der Spannung, die Bewußtheit des Triumphes ließ uns die letzte Vorhut vergeßen; was unsere Worte nicht aussprachen, verriet die Blicke, und das junge Mädchen, aus der blinden Garmlosigkeit der Kindheit entlassen, voll dunklen Ahnens, unbestimmten Wissens, verstand, fühlte, was vorging, was verabredet war.

Zeitig am Abend hat sie, sich zurückziehen zu dürfen, und sie sah so blaß aus, daß die Hausherrin gutmütig-besorgt sie fragte, ob ihr etwas fehle. Sie schüttelte nur den Kopf. Neben konnte sie nicht, ihre Lippen zuckten.

Ich stelle mir vor, daß sie in ihrem Zimmer auf dem Bettrand gesessen und die Hände gerungen hat in der Hilflosigkeit ihres Herzens, daß sie ihre Gedanken um einen Ausweg zermartete hat, ja, daß sie niedergekniet ist, den Himmel anzurufen. —

Wir zwei, allein gelassen, genossen in leidenschaftlichen Küßen einen Vorgeschnack des Kommenen, doch trennten wir uns bald, und ich erwartete in der Giebelstube, die ich bewohnte, weil Ungebild die vereinbarte Stunde.

Als sie endlich herangekommen war, ergriff ich meine Tischlampe und ging vorzüglich über den dunklen Boden, die steile Treppe hinab, bohrte ich wenig auf dem Flur, an den auch das Zimmer des jungen Mädchens grenzte — alles blieb still. Leise öffnete ich die Tür des Wohnraumes, durch die ich hindurch mußte, um zu der wartenden Frau zu gelangen, da zeigte sich mir im wandernden Lichtschein meiner



Weiden

## Das Bild

Lebensprägend, mich durchglühend  
Ist ein Bild, das jüngst ich sah.  
Weltvergeßend, leise sprechend,  
Sagt es zart: Ich hör dich ja!

Friedel



Dietrich Heinrich Volz

Lampe ein überraschender Anblick: auf der Schwelle der Schlafzimmertür lag, in eine Decke gehüllt und ein Kissen unterm Kopf, die Anie angezogen in der Enge des Raumes — das Mädchenkind und schlief. Ich war so verwirrt, daß ich zunächst keinen Gedanken fassen konnte, sondern nur auf die Schlummernde starrte. Von den feinen, reinen, nun im Schlaf entspannten Zügen ging ein Hauch von Unschuld und Vertrauen aus, etwas von der Heiligkeit des Schlafes, von der der Dichter spricht. Ich war mit dem Brand im Blut gekommen und dem Geschmack des Abenteurers auf den Lippen und fand nun erschüttert und fast demütig in einem unbeschreiblichen Gefühl — so mag es Hubertus zumut gewesen sein, als noch kein „Heilig“ vor seinem Namen stand und die begehrte Beute sich plötzlich mit dem strahlenden Kreuz zwischen den Geweibästen vor ihm zeigte. — Der Hüter der Schwelle! Dies Wort war ihr als einziges Hilfsmittel geblieben, und sie hatte es mit der unmittlerbaren Kühnheit eines jungen unschuldigen Herzens, das keine Gefahr kennt, in die Wirklichkeit umgesetzt.

Plötzlich bewegte sie sich, ich löschte rasch meine Lampe aus. Ein kleiner Seufzer, eine kurze Unruß und bald wieder die

tiefen Atemzüge kindlichen Schlafes. Vorsichtig verließ ich das Zimmer. —

Was folgte, ist belanglos. Die Hausfrau zeigte sich mir am nächsten Morgen ungnädig und ein wenig spitzig. Es gab einen kühlen Abschied. Ich konnte nichts erklären. Um ihre Scham zu schonen, mußte ich die Liebestat des Mädchens verschweigen, diesem selbst aber, dünkte mir, war ich Schweigen schuldig. Ich sah es nicht viel an diesem Morgen, es hielt sich geflüstert fern, doch geleitete es mich auf Wunsch der Hausfrau gehorsam mit zur Bahn. Welche Worte zwischen mir und der Frau bei der Trennung fielen, weiß ich nicht mehr, aber das weiß ich, daß ich mich von dem jungen Mädchen verabschiedete, wie ein Ritter vor seiner Dame, die, über seine Wünsche erhaben, seinen Taten das Gericht spricht. Ich küßte die kleine braune Hand, die nach den Bräutern duftete, die sie unterwegs gepflückt hatte — ich tat es, wie man ein Heiligtum küßt. —

Stille folgte diesen Worten. Aber keiner der Fünf ward gewahr, daß die Regenmüß auf dem Sättendach nachgelassen hatte, bis ein breiter Sonnenstreifen durch das bläuliche Tabaksgewölbe des niederen Raumes brach und sich goldrot über die nachdenklichen Gesichter der Männer legte.

Hans von Bülow (1830—1894)

Bülow mußte einer Dame, die ihm an sich nicht sympathisch war, einen Besuch abstatten. Unglücklicherweise versuchte ihn diese zu necken. Plötzlich nahm er seinen Hut, sagte: „Ich bin wie meine Uhr; wenn man mich aufsieht, dann ‚geh‘ ich“, und entfernte sich.

(v. Schorn), Zwei Menschenalter 348)

## Zusammenhalt

Sie: „Mein Herr, ich glaube, Sie versuchen mich zu küssen.“

Er: „Nun, wenn Sie es schon wissen, denke ich, wir hören auf, gegeneinander anzugehen und arbeiten ein wenig zusammen.“

## Überraschende Vermutung

A.: „Dem Wort Ohrfeige liegt in seinem zweiten Teile das niederländische Wort veeg (fegen, schlagen) zu Grunde.“

B.: „Und in seinem ersten Teile das deutsche Wort Ohr, vermutete ich.“

# Dietrieh legt die Hand ins Feuer

Von Gert Lynch

Ich bitte dich um eine Gefälligkeit", sagte Dietrich, als er das Atelier des Freundes betrat.

Bernhard legte Valette und Pinsel hin und klopfte sich eine Pfeife. „Sreich“, sagte er, „ich stehe dir zur Verfügung.“ „Ich muß unbedingt dienstlich verreisen“, erklärte Dietrich. „Tun werde ich aber heute Abend von einem Mädchen erwartet. für eine Abjage durch die Post ist es bereits zu spät. Sei du so freundlich, Bernhard, und ordne die Sache. Gib dich um acht in den Katseller. Am letzten Tisch rechts wird eine Blondine sitzen. Entschuldige mich bei ihr und übergebe diesen Brief.“ Er zog das Schreiben hervor.

Bernhard nahm es und überflog die Anschrift: Kräulin Ganna Fiedler, Grabengasse 3, II. — Wird besorgt“, sagte er schmunzelnd. „Ich wußte gar nicht, daß du solche Beziehungen pflegst!“

Dietrieh winkte ab: „Ander, als du meinst! Ich habe jetzt keine Zeit, das auseinanderzusetzen. Ich muß zur Bahn. Morgen bin ich wieder zurück. Mach's gut, Bernhard.“ Er reichte dem Freunde die Hand und ging.

Als Bernhard um acht in den Katseller kam, war das Mädchen schon da. „Kräulin Fiedler?“, fragte er höflich. „Das bin ich“, nickte sie.

„Ich bin Dietrichs Freund“, sagte er, indem er ablegte und Platz nahm. Dietrich mußte dienstlich verreisen. Er schickte mich zu dir, um dich zu entschuldigen, diesen Brief abzugeben und Ihnen ein Weilchen Gesellschaft zu leisten.“

„Danke“, sagte sie, griff nach dem Schreiben und öffnete es. Während sie las, betrachtete er sie. Sie war noch sehr jung. Das streng geschnittene Haar glänzte. Die großen Augen mit den hochgehobelten Brauen gaben dem oberen Gesicht etwas Staanendes, dem der breite Mund und das entwickelte Kinn wirkungsvoll widersprachen, — ein Gegenatz, der dem Gesicht eine eigenartige Schönheit verlieh. Bernhards Malerauge schmelzte.

Da dachte er Dietrichs, der dieses Mädchen gefunden hatte, und ein Anflug von Neid warf einen Schatten auf sein Empfinden.

Die Kellnerin kam. Bernhard bestellte ein Viertel Wein. Als Ganna den Brief gelesen hatte, begann er ein fröhliches Gespräch. Er sprach vom Künstlerleben und gab manche Schwurme zum Besten. Er erzählte so keck und heiter, daß Ganna lachen mußte. Von Zeit zu Zeit trank er ihr zu. Nach dem zweiten Schoppen war er die Lebenswüchsigkeit selbst. Er sprühte von Einfällen und erwies sich als

hervorragender Gesellschafter. Ganna kam aus dem Lachen nicht mehr heraus. Sie tautete auf und antwortete schlagfertig. Die Stunden vergingen im flüchtigen Galb elch saßen sie noch immer beisammen. Bernhard hatte schon fünf Straise auf der Aiebmärkte am Kufse des Glases. Ploßlich brachte er die Kede auf Dietrich. „Er ist mein bester Freund“, prahlte er. „Wir haben die gleiche Schulbank gedrückt, die tollsten Streiche geliefert und manche Suppe gemeinsam ausgelöffelt. Ich kenne ihn durch und durch. Er ist ein guter Kerl, ganz gewiß. Aber er hat seine Mucken. Schließlich haben wir alle unsere Fehler, nicht wahr? Ich zum Beispiel, ich trinke leicht ein Gläschen mehr, als unbedingt notwendig ist. Dietrich hingegen ist ein ausgeprohener Schwere-nöster! Er hat eine Schwäche für junge Mädchen, und das unverschämte Glück, stets an die nettesten zu geraten. Man könnte ihn fast beneiden.“

„So, so“, sagte Ganna und sah auf die Uhr. „Doch jetzt muß ich heim.“

Sie zählten und brachen auf. Bernhard begleitete sie in die Grabengasse. Er war weiniglich und redete ohne Unterlaß. Dann war sie angelangt. Sie stand im Schatten des Torbogens und steckte den Schlüssel ins Schloß. In diesem Augenblick stand Bernhard der fürwag. Er bog ihren Kopf zurück, küßte sie sünk und eilte davon. „Nichts für ungut“, rief er dreißt, ehe er um die Ecke schwenkte.

Bernhard erhob sich am anderen Tage besonders spät und frühstückte Kollmopse. Nachmittags zwang er sich an die Arbeit. Er stellte fest, daß ihm heute die glückliche Hand fehlte. Verbroffen wandelte er durch den Raum. Bisweilen rieb er sich hinter dem Ohr. Je mehr er den geistigen Abend bedachte, desto ungemütlicher wurde es ihm. Er überlegte, wie er sich vor Dietrich verantworten sollte. Denn daß sich Ganna beschwören würde, war kaum zu bezweifeln. Er schob die Schuld auf den Wein, den er getrunken hatte. Sollte Dietrich dafür kein Verständnis haben, gut, dann mußte eben die Freundschaft in Brüche gehen. Er konnte es nicht mehr ändern.

Bernhard trat zum Fenster und wollte die Luftflappe schließen. Schnell fuhr er wieder zurück. Quer über die Straße, den Blick zum Atelierfenster erhoben, schritt der Kohlenhändler. Bernhard wußte De-scheid. Er ärgerte sich, daß die öfter gemachte Rechnung noch nicht beglichen war. Er konnte auch jetzt nicht zahlen, da er Farben anschaffen mußte. Er nahm sich vor, nicht zu Hause zu sein, verschloß die

Wohnungstür und zog für alle Fälle den Schlüssel ab.

Stiefel polterten langsam die Stiege herauf. Dann wurde kräftig gelautet. Bernhard horchte im flur und rührte sich nicht. Wieder klingelte es, stärker und länger. Dann große Stille, bis neuerdings Schritte klangen, ebenfalls von unten nach oben. Vielleicht der Brief-träger, dachte Bernhard.

„Geben Sie schon geschellt“, fragte wer. Bernhard biß die Lippen zusammen. Es war Dietrichs Stimme.

„Sa“, lachte der Kohlenhändler verächtlich, „hier ist alles Läuten umsonst.“ „Tun drückte Dietrich den Klingelknopf. Zweimal lang und einmal kurz. Das war das Erkennungszeichen.

„Meine Ansicht ist die“, sagte der Händler, „daß der laubere Herr schon drinnen sitzt, aber nicht aufmachen will, weil er Lumte gerochen hat. Ich kenne das!“

„Was soll das heißen?“, fragte Dietrich scharf.

„Das soll heißen, daß hier einer wohnt, der die Leute auschmieren will!“

„Was fällt Ihnen ein!“, schrie Dietrich, daß es im Treppenhaus hallte. „Ich verbitte mir das! Der hier wohnt, ist mein Freund! Ich lege für ihn die Hand ins Feuer und bürgere für ihn!“

Bernhard, hinter der Tür, wurde feuer-ro.

„So“, sagte der Händler spitz, „Sie bürgere für ihn? Das trifft sich gut. Dann möchte ich Sie beim Wort nehmen. Ihre Freund, der Maler, schuldet sich letzten Winter vier Zentner Kohlen. Genau acht Mark. Drimal habe ich einen Mahnbrief geschickt. Zweimal bin ich selbst dagewesen. Aber es war für die Kaß. Wenn er sich wenigstens entschuldigt hätte!“

„Allo gut“, beruhigte Dietrich, indem er die Börse zog, „hier sind acht Mark. Bescheinigen Sie!“

Der Händler riß ein Blatt aus dem Empfang des Geldes.

„Sie müssen das Verbalten meines Freundes schon verzeihen“, bat Dietrich, „denn er ist Künstler. Er hat den Kopf voller Pläne und Sorgen und kann oft nicht, wie er möchte.“

„Schon gut“, meinte der Händler ver-söhnt. „Ich nehme gern Rücksicht, wenn es nicht geht. Nur ein Wort, lieber Herr, ein einziges Wort nur hätte er mir ver-gonnen sollen!“

Sie stiegen beide die Treppe hinab.

Bernhard schlich mit heißem Kopf in das Atelier und durchmaß es mit bedäch-tigen Schritten. Das, was er eben gehört





Hedwig von Schlieben

hatte, war ihm nahe gegangen. Dietrich, den er zuweilen kleinlich und unbeschwingt nannte, — Dietrich bürgte für ihn und verteidigte seine Ehre, während er selbst — Bernbard hatte auf einmal den Sinn der Freundschaft begriffen und ihren Wert ermaßen. Er überlegte frampfhaft. Es mußte doch einen Ausweg geben! Und er fand einen. Er rang sich durch zu einem schweren Entschluß. Noch wußte Dietrich von nichts. Noch war es nicht zu spät. —

Bernbard Kleidete sich um und eilte zur Grabengasse. Die Wirtin öffnete. Nein, Fräulein Fiedler sei noch nicht daheim. Aber sie müsse bald kommen.

Er wartete vor dem Hause. Endlich kam sie. Sie wollte an ihm vorübergehen. Er bat um einen Augenblick Gehör. Er sei gekommen, sich zu entschuldigen. Da hielt sie inne und sah ihn misstrauisch an. Er sagte, daß er einiges zurücknehmen müsse, was er gestern gefaselt habe.

Dietrich sei nämlich durchaus kein Schwerenöter, sondern gerade in dieser Hinsicht die Treue selbst. Es tue ihm aufrichtig leid, daß er sich habe hineinziehen lassen. Er könne sich selbst nicht begreifen. Und auch sie möge vergehen, daß er sich gestern, hier vor der Tür, so kläglich benommen habe. Er bitte sie herzlich, vor Dietrich zu schweigen, der sein einziger, wirklicher Freund sei. Jedenfalls könne er sie, was Dietrich betrifft, nur beglückwünschen!

Hanna war bei den letzten Worten ein wenig rot geworden. „Ich freue mich“, sagte sie, „daß Sie sich wiedergefunden haben. Drum will ich Ihnen nichts nachtragen. Nur scheinen Sie über meine Beziehungen zu Dietrich nicht unterrichtet zu sein. Dietrichs Schwester und ich waren bis vor kurzem Kolleginnen. Dietrich ist nur ein lieber Bekannter von mir.“

„Und der Brief?“, fragte Bernbard.

„— war ein Empfehlungsschreiben, das

mir Dietrich verschaffte, wenn Sie es unbedingt wissen wollen!“

Bernbard atmete tief auf. „Dann bin ich Dietrich also gar nicht in das Gebege gekommen?“, fragte er unverblümt.

„Das überlasse ich Ihrem Scharfsinn“, lächelte sie, gab ihm die Hand und verschwand im Gausgang.

Nach einer Stunde saß Bernbard in Dietrichs Stube und rauchte mit großem Behagen echt österreichischen Tabak, mitgebracht von der Keise.

„Du beschämst mich“, sagte Dietrich freudig erregt, indem er das Gemälde betrachtete, das ihm Bernbard geschenkt hatte.

„Im Gegenteil“, versicherte Bernbard, „ich müßte mich eigentlich schämen, weil ich nicht früher Wort hielt. Ich habe dir schon seit Jahren ein Bild versprochen. Erinnerst du dich?“



Arbeit

Richard Flegel

Es hat doch im Grund niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst als der Künstler selbst.

(Goethe: Ital.-Reise)

## Der Herr von nebenan

Von A. Widmeyer

Jüngst lag ich auf dem Sofa meines möblierten Zimmers als es an die Tür klopfte. Auf mein „Herein!“ erschien eine nicht mehr junge, in Trauer gekleidete Frau. Ich sprang auf und fragte verwundert: „Mit was kann ich dienen?“

Sie schaut mir aufmerksam ins Gesicht. „So also sieht Er aus! So ungefähr hab ich ihn mir auch vorgestellt.“ „Ich kenne Sie nicht, gnädige Frau“, sage ich erstaunt.

Sie lächelt traurig: „Ich Sie auch nicht. Aber ich muß mit Ihnen sprechen.“ Sie erhebt sich vom Stuhl, auf den sie sich eben gesetzt hat und fährt fort in feierlichem Tone: „Ich bin die Mutter jener Frau, die Sie vor sechs Jahren geliebt haben und die Ihre wegen ihre eheliche Pflicht verlor... Ich bin die Mutter Ihrer verlassenen Geliebten!“

Sie schwieg feierlich. Offenbar glaubte sie alles Nötige gesagt zu haben. Ich zogerte ein wenig. Ich hoffte, daß sie vielleicht doch noch den Namen ihrer Tochter nennen würde, aber sie schwieg. Dann wiederholte sie leise: „Jetzt wissen Sie, wer ich bin... Und weiter sage ich Ihnen: Meine Tochter, Ihre Geliebte ist unlängst gestorben, in meinen Armen... mit J h e r e m Namen auf den erkaltenden Lippen.“

Ich kalkulierte, daß es jetzt angebracht sei, aufzuspringen vom Sofa, die Hände entsetzt über dem Kopf zusammenschlagen und auszurufen: O Gott, wie schrecklich!“

„So haben Sie mein Töchterchen doch noch nicht vergessen“, lipelte sie und wischte eine Träne aus den Augenwinkeln. „Wenn man bedenkt, daß Sie sich vor fünf Jahren getrennt haben... wegen J h e r e r Untreue, wie mir meine Tochter beichtete.“

Was soll ich antworten. Ein bitter würgendes Gefühl steigt in mir auf, und ich fühle mich als der größte Lump des Jahrhunderts. Unschlüssig rutsche ich auf dem Sofa hin und her. Dann, mit einem forschenden Blick auf die Besucherin, bitte ich vorsichtig: „Erzählen Sie mir doch noch etwas von Ihrer Tochter.“

„Was ist da zu erzählen! Wie Sie wissen, paßte sie nicht zu ihrem Mann. Er hat sie nie verstanden. Dann kamen Sie... jung, interessant, hübsch. Sie hat die Worte nie vergessen, die Sie ihr in der ersten Liebesbegeisterung sagten. Erinnern Sie sich?“

„Ja“, lüge ich dreist, wie sollte ich nicht!

„Hat Ihnen die Gute auch meine genauen Worte berichtet?“

„An jenem Abend war ihr Mann nicht zu Hause. Dann kamen Sie, der „Strahlende“, wie sie Sie nannte. Sie bemerkten ihre verwirrten Augen und wollten den Grund wissen. Sie weigerte sich. Dann nannten Sie sie um die Taille, drückten sie an sich und sagten leise: „Du mein Glück, ich sehe, daß dich hier niemand versteht und niemand deine kristallreine Seele kennt. Du bist allein. Es gibt nur eine Mensch, der dich schätzt, dessen Herz ganz dein eigen ist.“

„Ja, ja, ganz mein Verfahren“, denke ich für mich. Sie fährt fort. „Nach einigen Tagen gingen Sie mit ihr spazieren. Sie boten sie zu einer Tasse Tee zu Ihnen. Sie sagte ab, darauf wurden Sie böse und schwiegen den ganzen Weg. Dann sagte sie: „Wenn Sie anständig sind, komme ich.“ Nach einer halben Stunde war sie bei Ihnen — und nach einer weiteren halben Ihre Geliebte! Haben Sie etwas das vergessen?“

„Weiter! Was sagte sie weiter?“

„Sie erzählte, daß Sie sich dann jeden Tag mit ihr trafen, bis Sie angeblich eine Terminarbeit bekamen; dann nur noch einmal in der Woche. Eines Tages erschien sie bei Ihnen unerwartet und fand dort eine andere Frau vor...“

Ich ließ den Kopf hängen und glättete nervös das Sofaflissen.

„Und als sie zu weinen anfing, sagten Sie zu ihr: „Dem Herzen kann man nicht befehlen!“ Und haben ihre vorgeschlagen, gute Freunde zu bleiben.“

„Habe ich ihr das wirklich angetragen?“, fragte ich ungläubig. Das sieht mir gar nicht ähnlich, weil ich weiß, daß keine Frau auf so etwas eingeht. Aber ich möchte endlich wissen, woran ich bin: „Hat Ihre Tochter vor Ihrem Tode mir sonst nichts hinterlassen?“

Da steht sie zum drittenmal vom Stuhl auf und sagt feierlich:

„Sie vermacht Ihnen Ihre kleine Tochter!“

„Mir“, ächze ich, „aber wieso denn mir?“

„Sie wissen doch, ihr Mann starb vor vier Jahren, und ich bin alt und krank.“

„Aber warum denn mir?“

„Weil Sie der Vater des Kindes sind.“

„Mein Gott! Sind Sie dessen gewiß?“

„Vor dem Tode lügt man nicht! Sie sind der Vater und Sie müssen für Ihre Tochter sorgen!“

Ich erbleiche, beiße auf die Lippen und sinke kleinlaut in mich zusammen.

„Vielleicht haben Sie sich doch geirrt?“

„Mein lieber Sohn“, sagt die Gute erhaben, „wir Frauen irren in solchen Fällen nie!“

Also — ich bin Vater — ich habe eine Tochter!...

„Wie heißt sie denn?“

„Wie ihre Mutter!“

Der Name, der Name! Wie bekomme ich den Namen heraus.

Sie ist wieder aufgestanden. Diesmal gerührt: „Also, Herr Schwarz, Sie werden Ihre Tochter anerkennen?“ „Ich wußte es ja!“

„Wieso Schwarz? Ich heiße Weiß!“

„Mein Gott, dann sind Sie es gar nicht!“

„Wer bin ich nicht?“

„Sie sind nicht Rudolf Schwarz? Meine Tochter nannte diesen Namen und gab mir die Adresse.“

Eine stürmische Welle schießt mir durch Herz und Kopf. „Schwarz?“, lache ich. „Gratuliere Ihnen, Sie haben sich nur in der Tür geirrt. Herr Schwarz wohnt nebenan. Kommen Sie, ich begleite Sie.“

Fröhlich, wie neugeboren, zerre ich meine so glücklich losgewordene Schwiegermutter am Arm und führe sie zur Tür nebenan.

„Aber natürlich“, trumpfte ich auf, „mein Name ist Georg Weiß. Schwarz wohnt daneben. Jawohl: Schwarz und Weiß sind nicht dasselbe. Der hat auch schon immer hier gewohnt, der Schwarz... ein sehr sympathischer Herr. Und Sie, verehrte gnädige Frau, haben sich offenbar um eine Tür geirrt. So etwas kann leicht vorkommen. Natürlich kann es nur Herr Schwarz sein... Er ist zu Hause... Hallo Schwarz! Hier fragt eine Dame in einer wichtigen Angelegenheit nach Ihnen... Nur herein, gnädige Frau, und wenn Sie gesthannt, gehe ich mit und höre noch einmal zu...!“



Krieg

Poetzberger



A. Schrimpf

## Der Bildungsheber in Böhmen

Von Gerhard Pohl

Lautriefend siret der John um die Lenzenberg-Baude im böhmischen Kieferngebirge. Das Land ringsum ist wie auf graues Packpapier gemalt — die Wälder mit Kohle, Wege und Felder in einem wässrigen Weiß. Der graue Himmel mit Geld und Kofa sparsam abgesetzt. Wie

zusammengerückt erscheinen die Bergmassive; die Häuser auf der Schneefippe sind zum Greifen nahe...

Wie stehen vor der Baude, Bob und ich, und schnuppern in die nasse Februarluft hinaus. Als erfahrene Wintersportler fennen wir uns aus.

„Schneesturm gibt 'st“, jagt Bob lakonisch. „Und tüchtigen Frost“, füge ich hinzu.

In diesem Augenblick tritt ein Männlein aus dem nahen Gochwald und geht geraden Wegs auf uns zu. Um vierzig ist der Kleine Kerl, schwächlich und gebückt. Sein Gesicht und die großen Ohren sind

rot. Er trägt eine schäbige grüne Joppe und lange Hosen, über die er wollene Stutzen gezogen hat. Auf dem Rücken flieppt er einen prallen Kuchack, in der Hand hält er einen langen schmalen Pappkarton.

„Briefpapier, bitte sehr!“, sagt das Männlein, „Karton, Schreibwaren.“ Dabei flappert er den Karton auf.

Wir danken. Bob fügt übermütig hinzu: „Kaufen wir tausendweise. Der Herr hier ist Schriftsteller!“

Der kleine Mann sieht mich ungläubig an.

„Schriftsteller ist der Herr?“, fragt er respektvoll. „Ich lese nämlich leidenschaftlich...“

Aus Höflichkeit frage ich ihn, was er denn lese, und es folgen erlautliche Namen: Goethe, Herber, Kleist, Stifter, Vietsche, Gekel, Kanke ...

„Stey, mein Lieber!“, rufe ich vergnügt. Wir alle kennen schließlich Bildungsproze, die Namen wissen und sonst nichts. Das armselige Männlein sieht fürwahr nicht nach wirklicher Bildung aus. Ich fühle ihm ein wenig auf den Zahn: — was er denn z. B. von Goethe lese ... „Dichtung und Wahrheit“ und „Werther“ und „Faust“, und wie er's sagt, beweist er, daß er es gelesen und — verstanden hat. Von Kleist kennt er sogar die politischen Aufsätze, die gewiß manchem Gebildeten unbekannt sind. Nun interessiert mich der Mann. Ich frage ihn, ob er mit uns eine Tasse Kaffee trinken will. Er nimmt dankend an, und wir setzen uns an den Stammtisch der Baude, der zu dieser Stunde leer ist.

Bei Kaffee und Streufekuchen beginnt der Mann zu predigen: „Die Menschen sind roh; man muß sie verfeinern...“ Dabei stopft er ein Stück Kuchen in den Mund. „Feige sind sie; man muß ihren Charakter stärken! Und dann sind sie vor allem dumm; man muß sie bilden...“ Wie aber macht man das, die Herren! ...

Er blickt uns triumphierend an wie ein Zauberfünfler auf der Varietébühne sein verdunstetes Publikum. Ja, wie... wir wissen es natürlich nicht.

„Neben man sie zum guten Buch hinführt, oder, wenn's gar sein muß... verführt! Mir ist jedes Mittel recht...“, sagt er mit der Miene eines Konquistadoren.

Dann schnürt er sink seinen Kuchack auf und holt Bücher heraus, einen ganzen Stapel Bücher. Es sind ausnahmslos gute Werke der Unterhaltung und des Wissens: von Ebnor-Eschenbach, Eidendorff, Freytag, Hauptmann, Kolbenheyer, Polenz, Rilke, Schaffner und Benat Berg, Bölsche, Gekel, Kanke, Tolstoi. Es ist ein Bücherbunt, aber eines aus wirklichen Werten. Kein ausgeprochenes „Schmarren“ ist dabei.

Gernach erzählt das Männlein, und

seine Augen bekommen dabei einen abgrundigen Schimmer:

„Die Büchel bring' ich unter die Leut' — koste es, was es wolle! Der Gandel mit dem Papier ist quasi die... Maske, wenn's die Herren erlauben! An Schreibpapier fehlt's in jedem Bauernhaus, bei Waldbeläufern wie in den Bauden. Und bin ich erst mal im Geschäft, dann bring ich auch ein Büchel an. Und wenn ich lügen muß, daß die Himmel krachen... für die gute Sache, ich bitte Sie! Sagt die Bäuerin, sie möchte schon ein Büchel, aber schon muß es sein — so wie der letzte Roman von der Courths-Mabler, der im Blatte stand. Bitte sehr! — Die Ebnor-Eschenbach ist somas ähnliches, schwinde ich. Und die Bäuerin liest die Ebnor-Eschenbach auch, und sie gefällt ihr — in neunzig Fällen! Der Rest ist eben hoffnungslos. Da geh ich das nächste Mal das Geld zurück und nehm das Büchel wieder, wenn keine Fettpfannen darauf abgebildet sind, versteht sich! Und dann gibt es halt noch die ganz armen Luderfisch, wo überhaupt nichts kaufen können. Den leiht' ich welche — für eine Krone! (10 Fig.). Da hier der Vorrat; arg gelichtet ist er, heuer im Winter wird viel gelesen...“

Und er zeigt uns ein paar Volksausgaben führender Dichter und Gelehrter.



Walden

„Da geht das Geschäft also gut“, meint Bob.

„Geschäft?!“ Das Männlein starrt ihn entsetzt an. „Da ist nie mit Geschäft, der Herr! Ich bin Bildungsbeher aus Passion!“ Und er zieht ein speifiges Notizbuch aus der Joppe. „Mein Hauptbuch!“, sagt er lächelnd. „Dahier stehen die Herren: Papierwaren! Das ist mein Geschäft! Hier der Einkauf: eine Mappe Gebämmeretes mit gefütterten Umschlägen — 2 Kronen; Verkauf: 3 Kronen. Da bleibt was hängen. Ja, leben will man halt auch!“

Es klingt wie eine Entschuldigung.

„Und hier — die Büchel. Schau' Sie: — Einkauf 20 Kronen, Verkauf 20 Kronen — weil ich will, daß jeder grad dies Büchel hat. (Es ist ein Werk von Wilhelm Bölsche.) Und dahier die Romane: Einkauf 10 Kronen, Verkauf 11 Kronen — weil doch mal ein Betrag ausbleibt. Da ist einer, an dem verdient ich 3 Kronen; das war halt eine Gelegenheit...“

Warum er das made, fragen wir ihn;

auch der Buchhandel ernähre doch seinen Mann.

Der Kleine sieht uns mit strahlenden Augen an. Großartig sagt er: „Ich bin ein Philosoph, wenn die Herren erlauben, ein Volkphilosoph — kein Buchhändler! Ich gebe nur Bücher ab, die ich für g u t halte, andere nicht! Unser Volk weiß zu wenig... man muß seine Bildung heben. Als ich in Asien unten war...“

Und dann erzählt er die lange Geschichte seiner Wanderburschenschaft: Er ist der Sohn eines Webers aus dem böhmischen Trautenaus und hat lange Zeit in einer Siegellackfabrik gearbeitet. Dann ist er auf die Walze gegangen — von Döbmen bis Teheran zu Fuß. Er zeigt uns die Papiere.

„Wie haben Sie sich unterwegs durchgebracht?“

„Mit Scherenschnitten, die Herren!“ Er holt eine kleine Mappe aus dem Kuchack, die sauber gearbeitete Porträts, Dignetten, Exlibris enthält — feine Geniewerke, aber künstlerisch empfindende und gut ausgeführte Arbeiten. Besonders hübsch ist ein Bild von Max Keger.

„Wohl nach einer Photographie geschnitten“, frage ich.

„Unter feiner „Bildungsbeher“ ist ehrlich empört.

„Wo denken der Herr hin! Nach der Natur! Bei einem Konzert in Wien Anno 1910.“

Bob, der Musiker ist, will das Bildchen kaufen.

„Darf ich's dem Herrn zum Präsent machen?“, sagt das Männlein galant, „zur Erinnerung an den Plausch unter gebildeten Leuten!“

Es kostet unsere ganze Überredungskunst, ehe er 30 Kronen (etwa 3 Mark) dafür annimmt. Beiläufig erzählt er, daß er das Scherenschnitten niemals gelernt habe.

„Als Kind schon hab' ich für mich geschmippt!“

Bald danach packt er seine Sachen und geht — nach einem allerschönsten tiefen Diener und vielen Entschuldigungen, uns so lange in Anspruch genommen zu haben. Vom Fenster der Baude aus sehen wir ihn mit seinem schweren Kuchack und dem Pappkarton durch den nassen Schnee stapfen — dem nächsten Bauernhaus zu. „Ein Kauf“, sagt Bob vernonnen. „Den könnte Spigweg erfunden haben!“

„Einer der unsterblichen Sonderlinge, an denen unser Volk so reich ist“, erwidere ich und Bob fügt ernst hinzu:

„Und die es selbst wieder bereichern — wie dieser böhmische „Bildungsbeher“!“

## Zöschte

„Vater, du kannst jent den Finger von dem Leck in der Wasserleitung nehmen!“

„Gott sei Dank! Ist der Spengler endlich da?“

„Nein, aber das Haus brennt!“



# Der Menschenkenner

Von A. O. Köpf (Tirol)

Der Gemeindediener in Zintertus war gleichzeitig auch Dorfpolizist. Gemeindegarrest war zwar keiner vorhanden, da man in einer halben Gehstunde ohnedies die Stadt erreichte.

Der Gemeindepolizist Goller mußte sie und da einen Fallort in die Stadt transportieren, wobei ihm schon manchmal einer ausgerissen sein soll.

Der Gefängniswärter Knüppel in der nahen Stadt liebte es, den Dorfpolizisten bei jeder Gelegenheit seine Überlegenheit an „Weisheit und Bildung“ spüren zu lassen. Besonders tat er sich mit seiner Menschenkenntnis hervor. Jedesmal, wenn Goller einen Vagabunden einlieferte, tazierte der Gefängniswärter sofort mit vieler Wichtigkeit, welches Verbrechen dem Gauner zur Last gelegt wird.

Kam da eines Tages der Dorfpolizist mit zwei aneinandergeketteten Kunden daher. Knüppel traute seinen Augen kaum, so viel Schneid hatte er dem Goller gar nicht zugetraut. Der Dorfpolizist stellte sich vor Knüppel ziemlich patzig auf und meinte:

„Na, heut kannst einmal auspacken mit deiner Geistesheit — was meinst wohl, was der da ausgefressen hat?“

Dabei zeigte er auf einen der Vorgeführten. Der Wärter machte sein schönstes Weisheitsgeßicht und maß den Übeltäter von oben bis unten. Dieser grinste über den ganzen Mund, woraus der Knüppel abgrundtiefe Verworfenheit schloß. Denn wer konnte noch lachen in solcher Lage?

Er folgerte: „Das ist ein gänzlich verworrenes Subjekt. Ich vermute mindestens dreifachen Raubmord!“

Sowohl der Polizist wie der Vorgeführte, dem diese Schmeichelei galt, stimmten ein donnerndes Gelächter an.

Dann machte Goller den auf „Raubmord“ erkannten Burschen los und stellte ihn dem Wärter vor:

„Das ist der Eichner Stöffl, der freuzbravste Bursch vom ganzen Dorf. Der hat sich nur liebenswürdigerweise mit dem Brandstifter da zusammenhängen lassen, damit der keinen Fluchtversuch unternimmt. — So, Herr Menschenkenner, jetzt

gehe ich mit dem dreifachen Raubmörder auf eine wohlverdiente halbe Bier — Prost!“

Der Menschenkenner schaute so geistlich drein, daß ihm zu guter Letzt bald noch der Brandstifter ausgekommen war. Seine Weisheit aber behielt er in Zintertus für sich.



W. K. A. T. A.  
Weiden

„Warum hast du dem Garberodemädchen eine Mark Trinkgeld gegeben?“  
„Na, sieh doch nur, was für einen feinen Sutt sie mir gegeben hat!“

## Berichtigung zur vorigen Nummer

Durch einen Hörfehler wurde der Verfassername zu der Geschichte „Meine Frau betrügt mich“ mit Cl. Mann angegeben. Die Verfasserin Cläre Kirschmann, Mitglied der Reichskulturkammer, bittet dies richtigzustellen.

## Unserfahren

Sie: „Ihre Uniform habe ich noch nie gesehen. Was für ein Offizier sind Sie denn?“

Offizier: „Ich bin Marinestabarzt.“

Sie: „Lieber Himmel, was es heute unter den Ärzten alles für Spezialisten gibt!“

**Klischées**  
für Reproduktionen  
Kunst-Druckerei  
& Zeichnungen  
Münchener  
**Klischée-Anstalt**  
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Werbung  
bringt  
Arbeit!

**Qualitätsdrucke**  
Graph. Kunstanstalt W. Schütz  
München, Herrstr. 8-10 Telefon 207 63

**Daunendecken**  
Kunstseide, Füllung  
reine Daunen,  
39.— Stk. an.  
W. KAISER,  
München, Feilitzstr. 35  
LEST DIE  
„JUGEND“

Lerne  
Auto-Motorrad  
fahren bei  
**Spreitzer**  
Tel. 13269  
Kapellenstr. 1  
Eisenberg-Gesellschaft

**1erprobes Rezept:**  
Bei vorrät. Schwäche nur d. **Repursan** 44 in Alt.-Apotheken,  
bewährte Kräftigungsmittel: 51 207Tabl. 100.500  
(Dose) 1.00. Mann. Wism. f. d. Frau. Ausl. Schrit. im Frach. 10.15.  
Verschl. ohne Abhand. durch Friedr. Witt - Apotheke, Berlin - Charit. 2. Block 146

**Gemälde Sexursan**  
besenheit bei leg. Neurasthenie und nervöser  
Schwäche. Größtlich in den Vorproben.  
Interessante Beschreibungen kostenlos durch  
Sexursan-Betrieb, Bad Reichenhall 317

**HEINLOTH & Co** KDT.-GES.  
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.  
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

# Wilhelm Busch-Album



Inhalt: Die fremde Helena - Abenteuer eines Junggesellen  
Herr und Frau Knopp - Juden - Fisch und Plum - Vater Kleckei  
Fisps der Affe - Valentin Böhmann - Bilder zur Ostfide - Der  
Geburtsstag - Vater Silivius - Die Haubebeutel: Eilen - Der Un-  
dankbare - Freie - Eine milde Geschichte - Nur leise - Vierhändig  
Eine kalte Geschichte - Die ängstliche Nacht - Diderikum! - Tein-  
lieb - Der Wauwau - Romanze - Die Kirmes - Der Jotinder  
Selbstbiographie: Von mir über mich



## Humoristischer Hauschatz

Ungefürzte  
Subiläumsausgabe

Auf Wunsch auch beameretatenzahlung

12.50 RM.

frühere Ausgabe DM. 28.—

1500 Bilder  
25 Bilder geschichten

Illustr. Prospekt durch jede Buchhandlung

Fr. Bassermann'sche Verlagsbuchhandlung, München 2

## WILHELM BUSCH

Zur Jubiläumsausgabe des Wilhelm-Busch-Albums: „Humoristischer Hauschatz“, Fr. Bassermann'sche Verlagsbuchhandlung, München 2.

Daß der große Zeichner Wilhelm Busch auch ein großer Maler gewesen ist, zeigten wir vor kurzem. Und wieder einmal gehen wir durch unser Archiv und finden, daß in den ersten Jahren der JUGEND die Gemälde des Meisters, mit ihren feuchtföhlichen Szenen, oft Gäste unserer Zeitschrift gewesen sind. Sie zeigen dieselbe unbekümmerte Frische und ehrliche, herzliche Menschlichkeit, die auch aus den anderen Werken unseres lachenden Philosophen spricht. Unser liebstes Werk aber bleibt doch der humoristische Hauschatz. Zehn Jahre vor der Gründung der JUGEND erschien er zum ersten Male. Seitdem ist er der Liebling des deutschen Hauses geblieben und heute noch das sinnvolle Geschenk, das man den Neuerwählten mit auf den Weg geben kann. Bei Wilhelm Busch fühlt man sich aufgehoben, es gibt eigentlich keine Lebenslage, die er nicht meistert. Wer Humor hat, hat mehr von Leben. Humor ist der Mut, über sich selbst zu lachen, Lachen befreit, und wo wir in den Reuheiten des Lebens stecken bleiben, setzt der Humor die verfahrenen Kiste wieder in Gang und frisch geht's gleiten wir über die Hindernisse hinweg. Sie sind da, diese Hindernisse, aber wir lassen uns von ihnen nicht unterkriegen. Wir sehen, daß es mit anderen Menschen ähnlich geht, und daß es menschlich ist, ein Objekt der Schicksalstücken zu sein. Und in dieser Schadenfreude, daß es anderen

auch so geht, vergessen wir, daß gerade wir das Opfer sind, und schreiten getröstet von dannen. Aus diesem Trost schöpft man Mut und Kraft, und ehe wir uns versehen, sind wir wieder oben.

„So stehe ich denn tief unten an der Schattenseite des Lebens“, sagte Wilhelm Busch in einem seiner letzten Jahre. „Aber ich bin nicht grämlich geworden, sondern wohlgenut; halb schmunzelnd, halb gerührt höre ich das fröhliche Lachen von der anderen Seite des Berges, wo die Jugend im Sonnenschein nachdrückt und hoffnungsvoll nach oben strebt.“

Betrachtet man Doré, Gavarni und Daumier, die großen Zeitgenossen Wilhelm Busch's, so findet man heissende Satire verbunden mit glänzendem zeichnerischen Können. Aber es ist viel zündende Bitterkeit darin, Wilhelm Busch, mit seinem tiefen, norddeutschen Humor, hat sich davon frei gemacht. — darin steht er über seinen französischen Kollegen. Wohl nur in der ersten norddeutschen Ebene, bei den Niedersachsen, und ihren Vettern jenseits des Kanals findet sich in der Tiefe Humor, der von dem scharfen Witz der Franzosen und Südländer so verschleiert ist. Diese Menschen verziehen kaum ihr Gesicht, aber ihre Augen lachen.

„Lachen ist der Ausdruck relativer Begeglichkeit“, sagt Wilhelm Busch, der Weise von Wiedensahl. „Der Franzl hinter dem Ofen freut sich der Wärme um so

mehr, wenn er sieht, wie sich draußen der Hansel in die Hände pustet. Zum Gebrauche in der Öffentlichkeit habe ich jedoch nur Phantasiehansel genommen. Man kann sie auch besser herrichten und sie eher sagen und tun lassen, was man will. So ein Konturwesen macht sich leicht frei von dem Gesetze der Schwere und kann, besonders wenn es nicht schön ist, viel aushalten, ehe es uns wehtut. Man sieht die Sache an und schwebt derved in behaglichem Selbstgefühl über den Leiden der Welt, ja über dem Künstler, der so naiv ist.“

Er stand also gewissermaßen über sich selbst, Wilhelm Busch. Denn die Kunst liebt er über alles. So gestand er in seinem „Maler Kleckel“:

Ich bin daher statt des Gewinns,  
Mehr für die stille Welt des Pinsels;  
Und, was auch einer sagen mag,  
Gaußreich ist der Nachmittag,  
Den ich inmitten schöner Dinge  
Im lieben Kunstverein verbringe;  
Natürlich meistenteils mit Damen,  
Hier ist das Reich der goldenen Rahmen,  
Hier herrschen Schönheit und Geschmack,  
Hier riecht es angenehm nach Lack;  
Hier gibt die Wand sich keine Blöße,  
Denn Prachtgemälde jeder Größe  
Bekleiden sie und warten ruhig  
Bis man sie würdigt, und das tu ich.

1937 / JUGEND Nr. 49 / 7. Dezember 1937

Einzelpreis 60 Pfennig

Verantwortlich für die Schriftleitung: Fritz Maier-Hartmann, München; für Anzeigen: Karl Schilling, München; Verlag: Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8, Tel. 37482; Druck: Graph. Kunstanstalt W. Schütz, München, Hermannstr. 6-10, Tel. 20745. Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Emerich Morawa & Co., Morawa & Co., Wien 1, Wollzeile 11. / Alle Rechte vorbehalten. / Nachdruck strengstens verboten. / Copyright by Karl Schilling-Verlag, München. / DA. 1. VJ. 37/ 4700. Pfr. Nr. 3. / Manuskripte sind nur an die Schriftleitung der „JUGEND“, Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8, zu richten. / Rücksendung erfolgt nur bei beigefügtem Porto. / Postort München.



Hauber

„Junger Mann, was höre ich von Ihnen? Man sagt mir,  
daß Sie meine Tochter geküßt haben, wie war das?“

„Wunderbar!“